



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Der Geigenmacher von Mittenwald**

**Denk, Victor Martin Otto**

**Regensburg, 1917**

Achtes Kapitel. Der Empfehlbrief

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99631](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99631)



## Achtes Kapitel.

### Der Empfehlbrief.

**A**n jenem Abend tischte der Wirt in dem Dorfe des Marquis Cresci dem jungen Deutschen eine Mahlzeit auf, wie sie dieser in seinem Leben noch niemals genossen hatte. Nach Klokens Dafürhalten war sie schlechthin fürstlich und sie konnte das leicht sein, denn er hatte ja noch niemals eine wirklich fürstliche Tafel gesehen. Als sich Matthias satt gegessen und getrunken hatte, ließ er sich vom Wirt das Nachtlager anweisen, nach dem er sich ordentlich sehnte, da die Müdigkeit bleischwer in seinen Gliedern lag. Der Wirt führte den Fremden in das beste Zimmer seines Hauses, wo ein schönes, reines Bett stand und auch die übrige Einrichtung eine gewisse angenehme Bequemlichkeit zur Schau trug. Saubere Betten bildeten zu jener Zeit selbst in den Herbergen der großen Städte keine allzu häufigen Dinge; das wußte auch Klok, und darum fühlte er sich gleich beim Betreten dieser Stube nicht nur sehr behaglich, sondern sogar in gewissem Sinne gleich heimisch.

„Nun, folge ich dem Befehl der gnädigen Frau Marquise nicht sehr genau?“ fragte der Wirt und ließ einen Blick der Selbstzufriedenheit durch das Zimmer gleiten.

„Ja, ich danke Euch,“ sagte Klotz. „Ich werde zweifellos sehr gut schlafen hier.“

„Gewiß, das werdet Ihr,“ gab der Wirt zurück, wünschte dem Fremden eine felice notte — gute Nacht — und entfernte sich.

Während Matthias sich auskleidete, empfahl er sich, wie er abends stets zu tun pflegte, in einem kurzen Gebete dem Schutze des Himmels. Dann suchte er sein Lager auf, und als sein Kopf in das weiche Kissen sank, da schien es ihm, als heiße er nicht bloß Klotz, sondern als falle er auch wie ein schwerer Klotz in die Arme des Schlafes, der den Müden sofort umfing.

Schon glühte die Sonne über den Hügeln am Horizont, da erwachte Matthias. Er glaubte noch nie solange geschlafen zu haben. Mit einem raschen Sprung entwand er sich dem Bette, dann kleidete er sich hurtig an.

In der Gaststube wartete seiner bereits ein reichliches Frühstück, dem er alle Ehre antat. Er dachte dabei an den Marquis und wann ihn dieser wohl zu sich bescheiden lassen werde.

Gerade in diesem Augenblick erschien ein Diener des Dorfherrn in der Gaststube; es war derselbe, der bereits gestern Matthias gesucht hatte. Er grüßte diesen und sagte hierauf:

„Mein gnädiger Herr wünscht Euch zu sprechen.“

Kloß hatte eben einen guten Bissen kalten Bratens in den Mund geschoben und zermalmte ihn mit seinen kräftigen Zähnen. Weil er nun den Mund voll hatte, konnte er dem Manne nicht anders als durch Zucken antworten; erst nachdem er den Bissen geschluckt, sagte er:

„Ja, ich werde gleich kommen, sobald ich gegessen habe. Überbringt dem Herrn Marquis einstweilen meine allerschönste Empfehlung.“

Der Diener lächelte etwas spöttisch. Als er draußen war, schüttelte er den Kopf und brummte in sich hinein:

„Die Deutschen müssen doch recht wenig von feiner Sitte und von Anstand verstehen, sonst würde der wohl das Frühstück stehen lassen und wäre sogleich zu meinem Herrn gekommen. Und eine allerschönste Empfehlung soll ich auch noch entrichten? Wie unhöflich! Ja, man kann ein recht mutiger Bursche und doch ein ungeschliffener Mensch sein.“

Mit dieser abfälligen Bemerkung stieg der Diener die paar Stufen der Freitreppe empor, die in die Villa führte, als er eilende Schritte hinter sich vernahm. Indem er sich umsah, bemerkte er den jungen Deutschen, der ihm zurief:

„Hier bin ich schon . . . Ihr braucht also meine Empfehlung nicht zu überbringen.“

Und mit zwei oder drei Sätzen befand sich Kloß an der Seite des Mannes, der ihm jetzt einige lobende Worte wegen seines raschen Erscheinens sagte.

„Ist der Marquis hier . . . in diesem Hause?“ fragte Matthias mehr verwundert als neugierig.

„Ja, er ist hier . . . und auch die gnädige Frau. Beide sehen den Brandschaden an. Der gnädige Herr befindet sich heute schon ganz wohl, als wäre ihm gar nichts zugestoßen . . . Hierher, lieber Freund,“ bedeutete der Diener seinem Begleiter, der, im Innern der Villa angekommen, die zum Teil verkohlte hölzerne Stiege betreten wollte, auf der man in das obere Stockwerk gelangte. Der Diener zeigte jetzt auf eine enge, aber hübsche Steintreppe, die der Holzstiege gegenüber angebracht war, und sagte zu Matthias:

„Auf dieser Treppe wollte der gnädige Herr gestern herab, er fand sie jedoch in dem dicken Qualm nicht oder vielmehr, er wurde bewußtlos, ehe er sie fand.“

Der Diener führte Matthias durch einen kurzen Gang, der ebenfalls viele Beschädigungen aufwies, bis zu einer hohen Eichentüre, die er mit den Worten öffnete:

„Hier werdet Ihr den gnädigen Herrn finden.“

Alsdann zog er sich zurück, und Matthias überschritt die Schwelle des Gemaches, das, wie er sich mit einem flüchtigen Blicke überzeugen konnte, durch den Brand gar nicht gelitten hatte.

An einem Fenster des Zimmers stand ein Herr und eine Dame, es war der Marquis und seine Gemahlin. Beide gingen Matthias entgegen. Marquis Cresci war von mittelgroßer Gestalt, mit hübschen, vornehmen, aber sehr blassen Zügen, gegen die sein rabenschwarzes Haupthaar und sein Schnur- und Anebelbart fast grell abstach.

Mit offenen Armen näherte er sich seinem jugend-

lichen Retter, ergriff mit beiden Händen seine Rechte und hielt sie fest.

„Euch danke ich also mein Leben, braver, heldenmütiger Fremdling,“ begann er mit einer von innerer Bewegung durchzitterten Stimme. „Ohne Euch stünde ich wohl kaum mehr hier . . . ich wäre im Rauche erstickt . . . Nehmt meinen heißesten Dank für eure schöne, tapfere Tat, auf die Ihr stolz sein könnt wie ein Krieger, der sich vor dem Feinde in der Feldschlacht ausgezeichnet hat . . . Ich kann Euch nicht belohnen, wie Ihr es verdient habt, denn eine solche Tat wiegt man nicht mit Gold auf. Dennoch bitte ich Euch, das Geschenk nicht zurückzuweisen, das meine Gemahlin und ich Euch zugedacht haben, als ein Zeugnis unserer unbegrenzten Dankbarkeit.“

So sprechend nahm er aus der Hand der Marquise eine grünseidene Börse, um sie dem Jüngling zu überreichen. Matthias aber schüttelte den Kopf und tat einige Schritte zurück.

„Nein, gnädiger Herr,“ lehnte er entschieden ab, „ich nehme nichts, nicht das Geringste an. Ich müßte mich mein ganzes Leben lang schämen, und meine Tat, auf die ich stolz sein kann, wie Euer Gnaden sagen, würde mich nimmer freuen.“

„Aber Ihr müßt diesen schwachen Beweis unserer Dankbarkeit annehmen,“ beharrte die Edelfrau. „Müßten wir uns nicht ebenso schämen, wenn wir Euch ohne einen Versuch entließen, unsere Schuld abzu zahlen? Denn mehr als ein Versuch kann es nicht sein, was wir Euch bieten.“

„Verzeiht, gnädige Frau,“ hielt ihr Klop mit

lobenswerter Zähigkeit entgegen, „aber ich nehme nichts an. Der gnädige Herr hätte ganz sicher nicht anders gehandelt, wenn ich oder ein anderer Mensch in Gefahr gewesen wäre, und er würde sich seine That auch nicht belohnen lassen.“

Und Matthias heftete seine ausdrucksvollen Augen wie fragend auf den Marquis. Diesen schien die geschickte Einwendung, die der junge Mann soeben gemacht hatte, zu überraschen. Er schwieg einen Augenblick, um dann zu erwidern:

„Ihr habt recht, junger Freund, ich würde für ein Werk der Nächstenliebe niemals etwas anderes als höchstens ein warmes Dankeswort annehmen.“

„Verzeiht also, gnädiger Herr, wenn ich ebenso handle,“ entschied Alois. „Meine lieben Eltern haben mich so erzogen, und ehe ich von ihnen fort bin, habe ich ihnen versprechen müssen, ihnen allzeit Ehre zu machen. Ich würde mein Versprechen schlecht halten, wenn ich für ein gutes Werk eine Belohnung annähme, mag sie sein wie immer.“

„Nun, so können eure Eltern wahrlich auf Euch stolz sein,“ erwiderte Marquis Cresci und sein Blick ruhte bewundernd auf dem jungen Geigenmacher. „Glückliche Eltern, die sich eines solchen Sohnes erfreuen, und glücklich der Sohn, der solche Eltern besitzt . . . Ich will nicht länger in Euch drängen, sondern vielmehr suchen, auf eine andere, Euch angenehmere Art meinen Dank abzutragen. Ihr seid ein Lauten- und Geigenmacher, so sagt man mir.“

„Ja, gnädiger Herr.“

Auf diese Antwort ließ der Marquis verschiedene

Fragen über die Lehrherren folgen, bei denen Klotz schon gearbeitet, auch wie er dazu gelangt sei, sich dem Instrumentenbau zu widmen. Und da der Marquis ein kluger Herr war, der seine Fragen unauffällig und ohne jedes Anzeichen von bloßer Neugierde zu stellen wußte, so erfuhr er fast mühelos die ganze Lebensgeschichte seines Retters.

„Wie ich also sehe, habt Ihr bei namhaften Meistern eure Kunst erworben,“ redete er weiter, „und um so leichter wird es Euch demnach sein, für mich eine Arbeit zu liefern, bei der Ihr Ehre und ein hübsch Stück Geld erwerben könnt. Ich wünsche von Euch eine Laute, keine gewöhnliche, wie man sie um billiges Geld bei den Händlern ersteht, sondern ein mit größter Sorgfalt gearbeitetes Instrument, mit geschmackvollen Verzierungen. Versteht Ihr mich? Und wollt Ihr mir diese Laute herstellen?“

„O, und wie gern!“ rief Matthias, und vor Freude rötete sich seine Stirn, und seine Augen glänzten. „Ihr macht mich glücklich, gnädiger Herr, mit diesem Auftrag. Diesmal sage ich nicht nein, sondern nehme das Anerbieten dankbar an. Ich bin stolz, sehr stolz, daß ich solcher Ehre gewürdigt werde. Euer Gnaden werden mit mir zufrieden sein, so hoffe ich.“

„Hört, mein Lieber,“ fuhr der Marquis fort. „Ich wünsche das Instrument sobald wie möglich zu erhalten. Da kenne ich nun zufällig in Padua einen Meister eurer Kunst, Johannes Railike heißt er. Wie schon sein Name sagt, ist er ein Deutscher. An ihn werde ich Euch empfehlen, er wird Euch gern als Ge-

ſellen aufnehmen, und bei ihm könnt Ihr in euren freien Stunden meine Laute fertigen. Verwendet eure ganze Kunst darauf und verlangt dann dafür einen hohen Preis. Gefällt Euch mein Vorſchlag?"

„Er gefällt mir über alle Maßen, gnädiger Herr,“ antwortete Kloß. „Um Euch die Wahrheit zu ſagen, ſo wollte ich eigentlich in meine Heimat gehen. Nun aber, da ſich eine Gelegenheit bietet, einen neuen Meiſter unſerer Kunst kennen zu lernen und bei ihm zu arbeiten, will ich meine Abſicht, heimzukehren, nochmals verſchieben. Ich gehe alſo nach Padua, wenn Ihr mir, gnädiger Herr, einen Empfehlungsbrief an Meiſter Railife mitgebt.“

„Sehr gern und zwar ſogleich,“ verſprach Marquis Cresci.

Der Edelmann zog ſich zurück, um den Brief zu ſchreiben. Mittlerweile lud die Marquiſe den jungen Deutſchen ein, ſie durch die Räume des Hauſes zu begleiten; ſie wünſchte ihm die Verwüſtungen zu zeigen, die das Feuer angerichtet hatte. Matthias folgte der Edelſrau; er fühlte ſich nicht wenig geſchmeichelt, an ihrer Seite gehen zu dürfen. Verwundert blickten die Diener und Arbeiter auf ihn, die bereits überall damit beſchäftigt waren, die Schäden zu beſeitigen und der Villa das frühere Ausſehen zurückzugeben.

Auf dieſem Rundgange kam die Marquiſe mit ihrem jugendlichen Begleiter auch in das Gemach, aus dem dieſer den Herrn des Hauſes gerettet hatte. Hier hatte das rote Element am ärgſten gewüthet. Jetzt erſt erkannte Matthias deutlich, wie groß die Gefahr ge-

wesen war, in der er selbst geschwebt hatte. Ein gewaltiger eichener Tragbalken war von der Decke herabgestürzt und lag gerade vor dem Fenster, durch das Matthias mit dem leblosen Marquis gestiegen war. Nicht ohne geheimes Grauen, aber auch nicht ohne dankbares Empfinden gegen Gott erinnerte sich Klotz jetzt, daß der Balken fast in demselben Augenblicke niederfrachte, als er den Körper die Leiter hinabtrug.

Schweigend und mit hochernster Miene betrachtete die Marquise den Balken. Ihre Einbildungskraft malte sich die fürchterliche Gefahr aus, die hier zwei Menschenleben gedroht hatte.

„Mein Gott! Ich darf gar nicht daran denken, was geschehen hätte können, wenn dieser Balken . . .“ Die Marquise unterbrach sich plötzlich, von sichtlichem Schauer erfaßt, und streckte die Hand aus, als suche sie ein häßliches Bild zu verscheuchen.

„Gehen wir,“ sagte Matthias. „Gnädige Frau, dieser Anblick hier ist nichts für Euch . . . Wenn ich nicht irre, so hörte ich soeben die Stimme eures Gemahls, der Euer Gnaden zu rufen scheint.“

„Ja, er wird uns suchen,“ bestätigte die Marquise. „Ich höre ihn auch.“

Die beiden verließen die traurige Stätte und wandten sich dem Ausgange zu. Und hier trat ihnen der Marquis entgegen, einen versiegelten Brief in der Hand haltend. Er übergab ihn dem jungen Deutschen mit den Worten:

„Dies ist an Meister Nailike; es wird Euch die beste Aufnahme bei ihm verschaffen.“

„Ich danke Euch, gnädiger Herr,“ sagte Klotz und

barg das wertvolle Schreiben sogleich in seinem Wams. „Und nun erlaubt mir, daß ich Abschied nehme.“

„Ihr wollt also wirklich von uns gehen ohne einen andern Lohn als den Dank, den wir Euch aussprechen?“ fragte die Marquise.

„Dieser Dank ist mir Lohnes genug, gnädige Frau,“ gab Matthias zurück. „Zudem bin ich ja durch den Auftrag des gnädigen Herrn Marquis reichlicher belohnt als durch das schönste Geschenk.“

„Nun, da Ihr durchaus so ziehen wollt, braver junger Mann,“ sagte der Marquis, „so nehmt wenigstens die Versicherung mit Euch, daß Ihr in mir zeitlebens einen dankbaren Freund haben werdet, der Euch niemals vergißt. Seid Ihr irgend einmal in Not, oder braucht Ihr je Hilfe, die ich Euch gewähren kann, so denkt an den Marquis Cresci und kommt zu ihm. Wollt Ihr mir dies versprechen?“

„Weil es denn euer Wille ist, gnädiger Herr, so verspreche ich es,“ antwortete Matthias.

Hierauf drückte ihm der Marquis zum Abschiede herzlich die Hand und ein Gleiches tat seine Gemahlin, die dem Scheidenden sagte, sie werde nicht weniger dankbar sein als ihr Gatte.

„Unser Haus steht Euch für alle Zukunft offen,“ versicherte die edle Dame. „So sehr habt Ihr uns zur Dankbarkeit verpflichtet.“

Matthias küßte dem lebenswürdigen Ehepaar die Hand. Hierauf kehrte er in das Wirtshaus zurück, wo er sein Felleisen gelassen hatte. Dort war er bei den Wirtsleuten Gegenstand besonderer Schmeicheleien, die ihn jedoch ganz kalt ließen. Zudem

glaubte er die wahre Ursache derselben zu erkennen. Die Wirtsleute hatten von seiner Anwesenheit Nutzen gehabt, sie wußten, daß er sich in dem Ortsherrn einen großen Gönner erworben hatte, und darum meinten sie, den Deutschen mit besonderer Aufmerksamkeit behandeln zu müssen.

Kloß, dem jedes Heucheln und Schmeicheln von der Seele zuwider war, machte den Abschied von den Wirtsleuten kurz. Aber noch unter der Haustüre riefen ihm diese eine Menge Glück- und Segenswünsche nach, und gar die Wirtin schnitt einen Knix nach dem andern, als ob Kloß der Marquis selbst gewesen wäre.

Matthias schritt rüstig aus. Bald versanken die Häuser des Dorfes hinter ihm, und als er jetzt einen flüchtigen Blick zurückwarf, da sah er die ausgebrannten Dachsparren der Villa Cresci, und es war ihm, als schickten sie ihm noch einen ernsten, wehmütigen Gruß nach. Beinahe wurde er traurig gestimmt, doch sein heiteres Gemüth rang sich rasch durch, und der Gedanke, daß es ihm vergönnt gewesen, guten Menschen Gutes zu erweisen, hob sein Bewußtsein und machte ihn glücklich.

Was wohl seine geliebten Eltern gesagt hätten, wären sie Zeuge gewesen von der Dankbarkeit, mit der man ihn eben erst noch behandelt hatte? Gewiß, sie hätten sich gefreut!

Am meisten Befriedigung gewährte ihm der Besitz des Empfehlungsbriefes an Meister Railife. Matthias sah in dem Brief gewissermaßen den Schlüssel zu einem Schätze. Wurde doch Railife als der erste Geigenmacher Paduas und als einer der besten Ober-

italiens überhaupt gepriesen. Von ihm also erhoffte sich Klotz noch manchen bedeutenden Gewinn für seinen Beruf. Der junge Mittenwalder gehörte eben zu jenen Naturen, die sich im Erwerbe von Kenntnissen und Fertigkeiten nie genug tun können, und denen jeder Schritt zum Guten der Anreiz zum Besseren wird.

Wie wollte Matthias bei Railife die Zeit und Gelegenheit nützen! Nichts sollte ihm entgehen, was seiner Vervollkommenung in der Kunst des Geigenbaues dienen konnte. Mindestens ein Jahr wollte er bei dem Meister in Padua bleiben. Dann aber gedachte er seinen Wanderstab nach Norden zu richten, um die liebe Heimat und die theuren Eltern wieder zu sehen.

Ach Gott, wird das eine Freude sein!

Und im Vorgefühle dieser Empfindung wanderte der Süngling auf dem Wege von Piacenza nach Padua dahin.

